VI. N
No. 873

HUDSON TAYLOR

Ein Missionsleben

von

Friedrich Würz

AS 19718
28.-32. Tsd.

2000/1376

Evang. Missionsverlag
Stuttgart

Hudson Taylor

Ein Missionsleben

von

Friedrich Würz

28.—32. Tausend

Evangelisches Missionswerk
in Südwestdeutschland e V
7 Stuttgart 1, Vogelsangstr. 62
Bibliothek

B 434-175

1929
Evang. Missionsverlag G. m. b. H., Stuttgart
und Basel

Inhalt.

Seite

I. Wie er wurde 3

II. Was er war 17

Anhang: Aus Briefen, Tagebüchern und Reden 25

Chr. Belser A.G., Buchdruckerei, Stuttgart.

I. Wie er wurde.

Im Jahre 1865 war in der schottischen Stadt Perth eine Konferenz zur Vertiefung des Glaubenslebens. Es meldete sich dabei, zur Überraschung der Leiter, ein junger Mann zum Wort, den sie nicht kannten und etwas zögernd zuließen. Es war eine untersetzte Gestalt, klein, mit einem mächtigen Kopf, mit blondem Haar und blauen Augen. Als er auftrat, hatte er erst seine natürliche Schüchternheit zu überwinden. Aber wenn ich von dem Bild, das mir von dem Greis geblieben ist, zurückschließen darf auf das des jungen Mannes, so muß aus seinem Auge ein ruhiges, starkes Feuer geleuchtet haben, oder besser ein ruhiger, starker Wille, ein Ziel zu erreichen, das ihm gesetzt war. Er begann mit einem kurzen Gebet. Dann erzählte er eine Geschichte, die er ohne Zweifel selbst erlebt hatte. In einem chinesischen Fluß kämpfte ein Ertrinkender mit den Wellen. Am Ufer standen einige Fischer und gafften. Er rief ihnen zu: „Steigt doch ins Boot und rettet diesen Mann!" Sie fragten: „Was bezahlst du uns dafür?" Und über dem Reden und Markten ertrank der Unglückliche. Der Redner machte eine einfache, aber zu Herzen gehende Nutzanwendung: In China, dem Millionenreich, geht in jedem Monat eine Million Menschen ohne Christus in die Ewigkeit hinüber. Ihr könntet sie retten, und ihr steht am Ufer und schaut zu. Viele seiner Zuhörer haben von diesen Worten einen tiefen Eindruck mitgenommen. Einige sind für immer seine Freunde geblieben.

Der junge Mann war Hudson Taylor. Er war damals 33 Jahre alt und stammte aus der Grafschaft York, wo ein tüchtiger Menschenschlag wohnen soll. Sein Vater war Apotheker und im Nebenamt Laienprediger bei den Methodisten. In dem Haus wohnte seit langem Gottes Wort und Gebet, schon seit des Urgroßvaters Zeiten, der sich an seinem

Hochzeitstag bekehrt hatte unter dem Wort Josuas: „Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen" — und seine Frau nachgezogen hatte. Der Vater übte strenge Zucht, die seine Mutter einen sanften, stillen Einfluß. Als er sich dem Jünglingsalter näherte, kam eine Zeit, wo er sich dem Geist des Elternhauses innerlich entfremdete, und so blieb es trotz eines vorübergehenden Anlaufs einige Jahre, bis den Siebzehnjährigen eine höhere Hand erfaßte. Er war damals Gehilfe seines Vaters in der Apotheke. In einer müßigen Stunde suchte er seines Vaters Bücher durch, und beim wahllosen Herumblättern stieß er auf eine kleine Schrift, die von dem vollendeten Werk Christi handelte. Da blitzte es in ihm auf, er wußte nicht wie. Das Werk Christi vollendet! Also brauchst du es nur anzunehmen. Und wunderbar, wie jede Bekehrung ist, ging es auch damals. Die göttliche Gnade erfaßte ihn, und er warf sich nieder und tat, was ihm die innere Stimme gesagt hatte, er erfaßte das für ihn vollbrachte Werk Christi und nahm ihn als seinen Herrn und Heiland an. — Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen. Seine Mutter war in jener Zeit verreist, und in der Ferne trieb es sie an jenem Mittag, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen und anhaltend für ihren Sohn zu beten. Sie hörte mit Beten auf, als es ihr innerlich klar wurde, daß ihre Bitte erhört sei, und fing an Gott zu danken. Das war in derselben Stunde, wie ihr ferner Sohn das vollendete Werk Christi annahm. Als die Mutter nach einigen Wochen zurückkam, meinte Hudson, ihr eine große Neuigkeit verkünden zu können; aber die Mutter kam ihm zuvor. Junge, ich weiß schon! und sie freuten sich miteinander. Hudson Taylor bemerkt später: Ihr werdet zugeben, daß es sonderbar wäre, wenn ich nicht an die Macht des Gebets glaubte.

Nach einiger Zeit hatte Hudson wieder eine Begegnung mit Gott. Er wurde innerlich dazu getrieben, sich seinem Herrn von neuem ganz hinzugeben, um ihm zu leben. Bisher hatte er unter dem Gefühl gelitten, Gott nicht wirklich nah zu sein; nun erfüllte die Nähe und Herrlichkeit Gottes sein ganzes Wesen. In jenem Augenblick war ihm klar,

daß er bestimmt sei, seinem Herrn im fernen China zu dienen, und daß er ihm für diesen Zweck unbegrenzt zur Verfügung zu stehen habe. Es war, als hätte er daraufhin einen unverbrüchlichen Bund mit Gott eingegangen, den er nicht mehr hätte lösen können, auch wenn er gewollt hätte. Das war nicht so ganz verwunderlich; denn schon der Vater hatte sich aus irgend einem Grund viel mit diesem fernen großen Volk und seiner Gewinnung für Christus beschäftigt. Der Sohn hatte dies längst gewußt; aber nun erst, da er seinen Willen neu in Gottes Willen legte, sprang der lebendige Funke auf ihn über. Der Vorgang erinnert an einen Augenblick in Dr. Hermann Gunderts Leben, wie der Tübinger Student in der Stunde größter Not die Gnade Gottes erfaßte und im selben Augenblick Indien vor seiner Seele stand. (J. Hesse, Aus Dr. Herm. Gunderts Leben, Calw 1894, S. 42.)

Es fehlte von da an in Taylors Leben nicht an Proben, woran sich die Entschiedenheit seiner Hingabe bewähren mußte. Eine der ersten dieser Proben erwuchs aus einer jugendlichen Liebe, die Taylor mit der Freundin seiner Schwester verband. Es war ein gläubiges Mädchen; aber ihre Hingabe an den Herrn ging doch nicht so weit, daß sie sich freudig für China hätte zur Verfügung stellen können. Nach viel innerem Kampf wurde Taylor klar, daß er diese Neigung seinem Lebensberuf opfern müsse, und das Opfer wurde gebracht. Der Gewinn davon war, wie er tags darauf an seine Mutter schrieb, eine wunderbare Gewißheit der Liebe Gottes.

Es war Hudson Taylors Kraft, daß bei ihm Gedanke und Tat nie auseinanderfielen. So war es schon bei dem Jüngling. Bald fing er an, sich auf China vorzubereiten. An Büchern war nicht viel zu bekommen; er hatte aber ein chinesisches Lukas-Evangelium, und mit diesem einzigen Hilfsmittel — Grammatik und Wörterbuch waren ihm zu teuer — begann er nun chinesisch zu lernen. Mit einem jungen Verwandten machte er sich an die schwierige Arbeit. Sie nahmen zuerst einen Vers aus dem englischen Testament vor und suchten dann etwa ein Dutzend andere, die das gleiche Wort enthielten. Dann wurden dieselben Verse im

Chinesischen aufgeschlagen und nach dem Schriftzeichen durchsucht, das für das gleiche englische Wort zu stehen schien. Darauf wurde das ganze Evangelium nach demselben Schriftzeichen in anderen Verbindungen durchgesehen, bis die Bedeutung des Zeichens gewiß war. Sie wußten nicht, wie man die Zeichen aussprach; aber allmählich hatten sie bei einer großen Zahl von Schriftzeichen den Begriff, dem sie entsprachen, herausgefunden. Das war der Anfang von Hudson Taylors Vorbereitung.

Bald kam etwas anderes dazu. Er hatte gelesen, daß man in China am weitesten komme, wenn man ärztliche Kenntnisse besitze, und so setzte er mehrere Jahre seines jungen Lebens daran, sich diese zu erwerben. Man konnte damals in England Arzt werden, indem man zuerst als Lehrling zu einem Arzt ging; erst später folgte dann die Ausbildung auf der Universität. So trat Hudson Taylor im Frühjahr 1851 bei einem Arzt in Hull in die Lehre. In dem angenehmen Haus einer Tante fand er beste Aufnahme. Aber trotz der glücklichen äußeren Umstände war er innerlich nicht ruhig. Nach viel Gebet und Nachdenken entschloß er sich, sich in der äußersten Entsagung zu üben, da er sonst für China nicht tauglich sein würde, und in allem völlig seinem Gott zu vertrauen. Er verließ das schöne Haus seiner Verwandten und mietete sich in einem ärmlichen, entlegenen Stadtteil ein geringes Zimmer. Von dem Geld, das er für seinen Unterhalt bekam, brauchte er sehr wenig, so daß er den Armen bis zu zwei Dritteln seines Einkommens zuwenden konnte. Außerdem wohnte er mitten unter ihnen und konnte ihnen in vielem beistehen.

Als Gehilfe des Arztes hatte Hudson Taylor ein kleines Gehalt. Der vielbeschäftigte Arzt bat ihn, ihn jedesmal an sein fälliges Gehalt zu erinnern. Aber Taylor gewann es nicht über sich, das zu tun, sondern entschloß sich, Gott zu bitten, es dem Arzt zur rechten Zeit ins Gedächtnis zu rufen und ihn durch Erhörung seines Gebets zu ermutigen. Und Gott hat ihn nicht zuschanden werden lassen. Wir mögen das gesetzlich nennen; aber wir sehen auf die Dauer doch eine göttliche Erziehung darin. Die Tage blieben nicht aus,

wo er kein Geld und kaum mehr etwas zu essen hatte, wo die Not groß wurde und die Versuchung stark, nun eben doch seinen Arbeitgeber um das fällige Gehalt zu bitten. Er hat es aber nie getan, und in der höchsten Not half Gott immer wunderbar.

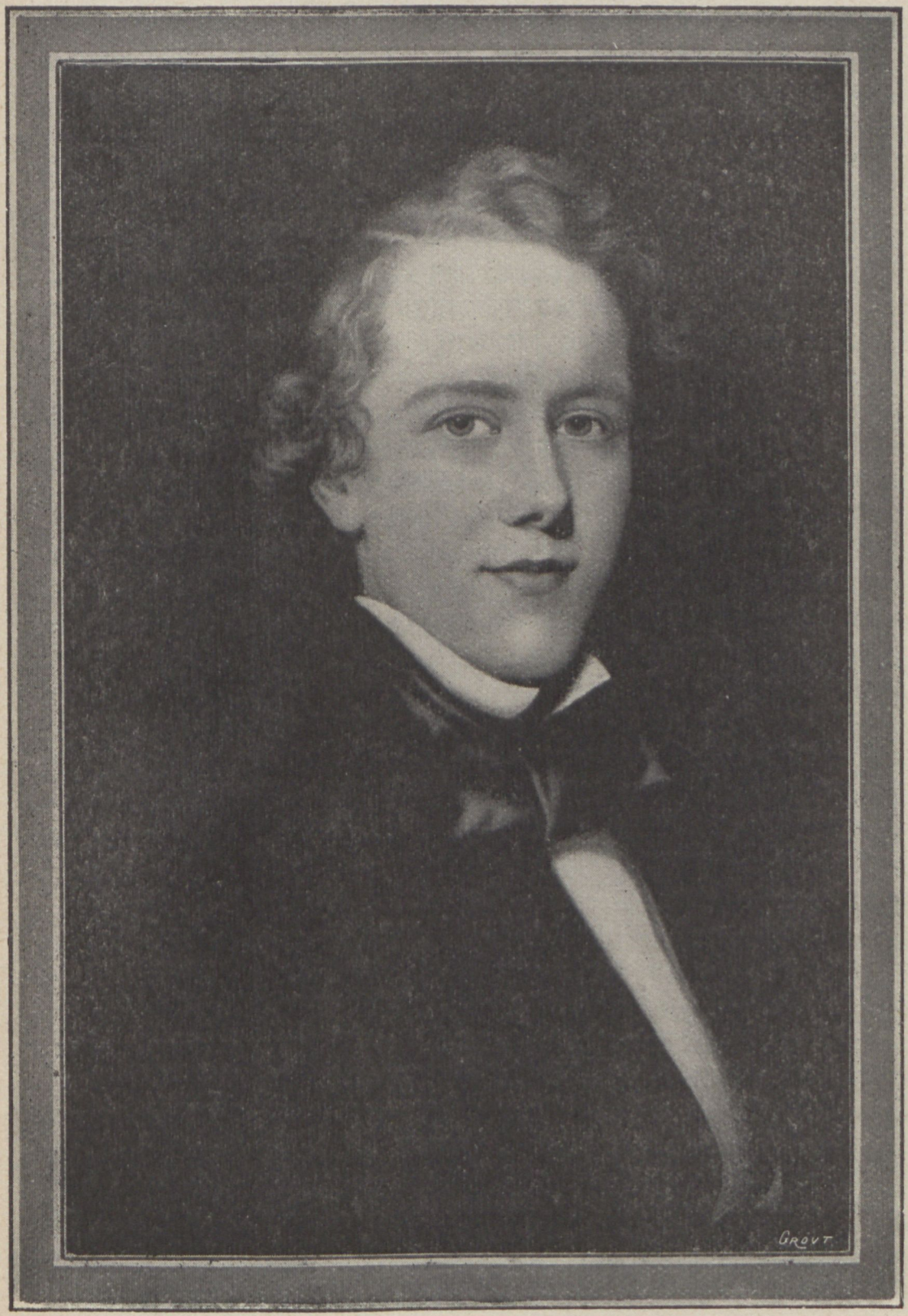
In jener Zeit hatte er ein Erlebnis, das, wie er nachher selbst sagt, sein inneres Leben für immer hätte knicken können, das aber tatsächlich zu einem großen Aufschwung führte. Es war an einem Sonntag. Den Nachmittag und Abend hatte Taylor mit Armen- und Krankenbesuchen und mit Evangelisationsarbeit verbracht, da kam noch spät ein katholischer Ire zu ihm und bat ihn, mit zu seiner kranken Frau zu kommen und mit ihr zu beten. Der katholische Priester wolle nicht ohne Bezahlung kommen, und Geld hätten sie keines, sie seien am Verhungern. Hudson Taylor geht mit. Er hat sein letztes Geld in der Tasche, eine halbe Krone in einem Stück. Es steigt in ihm eine Ahnung auf von dem Kampf, der bevorsteht. Es geht durch einen finstern Hof, eine enge Treppe hinauf in ein armseliges Stüblein. Fünf hohlwangige Kinder stehen herum; auf einer Art Bett liegt eine Wöchnerin, neben sich ein winziges Kindlein. Taylor versucht die Leute zu trösten und mit ihnen zu beten. Sonst war ihm das Beten so leicht; aber diesmal schnürt ihm etwas den Hals zu. Er fängt an „Unser Vater" — aber das Gewissen ruft ihm zu: Was, du wagst es, deines Gottes zu spotten? Es beginnt ein Kampf in ihm. Hätte ich doch das Geld gewechselt, wenn ich auch nur zwei Schilling behielte, auch nur einen! Er steht vom Gebet auf wie ein geschlagener Mann. Da sagt der Ire zu ihm: „Wenn Sie können, helfen Sie uns; wir sind am Untergehen!" In diesem Augenblick kommt es bei Taylor zu einem Sieg. Er greift in die Tasche und zieht langsam sein Halb-Kronenstück hervor, drückt es dem Mann in die Hand und sagt: „Denken Sie nicht, daß es mir leicht fällt, Ihnen dieses Geld zu geben, es ist alles, was ich habe." Er hatte nur noch das Frühstück für den nächsten Morgen, und doch war sein Herz so froh. Er hatte seinem Gott vertraut. Am nächsten Morgen kam ein Päcklein von unbe-

kannter Hand mit einem Paar Handschuhe, aus denen ein Zehnschillingstück rollte. Das war viermal so viel, als er dem Herrn geschenkt hatte. Da wußte er, wie er selbst sagt, daß die göttliche Bank gute Zinsen bezahlt, und er beschloß, künftig alles, was er habe, auf dieser Bank anzulegen.

Die Jahre, die er in Hull zubrachte, waren reich an solchen Erlebnissen. Immer wieder hatte er Mangel an Geld; immer wieder war er innerlich genötigt, keinen Menschen anzugehen, sondern Gott, und immer kam die Hilfe im Augenblick, wo die Not aufs höchste gestiegen war.

Er hat später seine Studien in London fortgesetzt, immer noch als sehr junger Mann. Dort hat er eine Lektion ähnlicher Art bekommen. Auch in London half er einem Arzt; denn die Chinesische Evangelisations-Gesellschaft, mit der er in Verbindung stand, wollte er nicht um Geld angehen. Es hat ihn innerlich etwas davon ferngehalten. Einen Teil des Abends brachte er im Spital zu, wo er manchmal auch bei Sektionen zugegen war, um seine Kenntnisse zu erweitern. Vor einer solchen Sektion hatte er sich mit einer Nadel am Finger geritzt, hatte es aber wieder ganz vergessen. Er nahm an der Sektion teil, und kurz darauf stellten sich die Anzeichen einer schweren Blutvergiftung ein. Schließlich kann er sich nicht mehr aufrecht halten und sagt dem Chirurgen: „Ich muß nach Hause." — „Haben Sie eine Wunde an der Hand?" — „Nein!" — Plötzlich fällt Taylor der Nadelstich ein, die Ursache seines Elends, und er erzählt es dem Arzt. — „Ich rate Ihnen," sagt dieser, „nehmen Sie so rasch wie möglich einen Wagen und fahren Sie nach Hause; ordnen Sie Ihre Angelegenheiten, denn Sie sind ein verlorener Mann." „Ich glaube nicht, daß ich sterben muß," erwidert Taylor, „denn ich habe den Ruf, nach China zu gehen."

Zunächst schien der Chirurg recht zu behalten. Taylor schwebte eine Zeitlang zwischen Leben und Tod. Der Arzt, der ihn behandelte, sagte: „Wenn Sie sehr mäßig gelebt haben, können Sie es vielleicht überstehen." Mäßig gelebt hatte er. Er hatte es in jener Zeit durchgesetzt, mit täglich etwa einem Viertelschilling seinen Unterhalt zu bestreiten.



J. Hudson Taylor im Jahre 1852.

Das langte zu einem Laib Brot und einigen Äpfeln. Damit nicht abends alles verzehrt wurde, hatte er sich angewöhnt, den Bäcker zu bitten, ihm das Brot in zwei Hälften zu teilen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er nicht wollte, daß seinen Eltern von seiner Krankheit Nachricht gegeben würde, damit er nicht durch menschliche, sondern durch Gottes Hilfe gesund würde. Auch hier tritt uns an Taylor wieder ein Zug entgegen, den man einen gesetzlichen oder willkürlichen nennen könnte. Aber wenn wir den Lebensgang als Ganzes nehmen, so sehen wir darin eine göttliche Führung, die am Ende auch unsere Gesetzlichkeit brauchen kann, um ihr Ziel zu erreichen. Es war die Erziehung eines Mannes für einen großen Beruf. Während dieser ganzen schweren Krankheit verließ ihn nie die Gewißheit, daß ihn Gott nach China bringen werde

Hudson Taylor war 21½ Jahre alt, als er im Herbst 1853 ein Segelschiff bestieg, das ihn in sechsmonatlicher Fahrt von Liverpool aus nach Schanghai führen sollte. Lange nachher hat er niedergeschrieben, was er beim Abschied innerlich erlebte. „Nachdem ich mit viel Gebet dem Dienst des Herrn geweiht worden war, reiste ich von London nach Liverpool, und am 19. September 1853 wurde ein kleiner Abschiedsgottesdienst in der vorderen Kajüte der Dumfries gehalten, welche die Chinesische Evangelisations-Gesellschaft für mich belegt hatte. Meine geliebte Mutter war nach Liverpool gekommen, um Abschied von mir zu nehmen. Niemals werde ich diesen Tag vergessen, wie sie mit mir in die Kabine ging, die nun etwa ein halbes Jahr lang mein Wohngemach sein sollte. Mit liebender Hand strich sie über das schmale Bett. Sie setzte sich neben mich und stimmte mit ein in das letzte Lied, das wir vor der Trennung sangen. Dann knieten wir nieder, und sie betete — das letzte Muttergebet, das ich vor dem Abschied hören sollte. Dann ertönte das Abfahrtssignal, und wir mußten scheiden mit der Ahnung, daß wir uns auf Erden nie wieder sehen würden. Um meinetwillen beherrschte sie sich so viel als möglich. Sie gab mir ihren Segen und ging an Land. Ich stand allein auf Deck, und sie ging nach dem Ufer

entlang. Als wir durch die Schleusen fuhren und nun die Trennung zur Tatsache wurde, entfuhr ein solcher Angstschrei dem Mutterherzen, daß ich es nie vergessen werde. Es ging mir wie ein Schwert durch die Seele. Niemals bis zu diesem Augenblick hatte ich so erfaßt, was es bedeutet: Also hat Gott die Welt geliebt. Sicherlich hat meine liebe Mutter in jener Abschiedsstunde mehr von der Liebe Gottes zu einer sterbenden Welt verstanden, als sonst in ihrem ganzen Leben. Wie muß es Gott betrüben, wenn er sieht, wie gleichgültig seine Kinder den Nöten der weiten Welt gegenüberstehen, der Welt, für die sein geliebter Sohn litt und starb."

Die ersten Reisetage waren sehr schwer. Noch im irischen Kanal brachte ein Sturm das Schiff in große Not, und nur wie durch ein Wunder wurden sie gerettet. Das bestärkte Taylor in seiner Gewißheit, daß Gott ihn nach China führe. Durch eine zweite wunderbare Errettung des schon aufgegebenen Schiffes an der Küste von Neu-Guinea wurde diese Gewißheit bestätigt. Taylors Vorbildung war höchst lückenhaft; aber in diesem jungen Leben war schon eine Summe von Erfahrung göttlicher Treue und ein fester Entschluß, sich auf diese Treue weiter unbedingt zu verlassen.

Im März 1854 stand der Zweiundzwanzigjährige einsam in der chinesischen Hafenstadt Schanghai, nichts bei sich als das Bewußtsein, daß Gott ihn hierher geführt habe. An menschlichen Stützen hatte er fast nichts. Man hatte ihm Empfehlungsbriefe an drei Männer mitgegeben. Der erste war inzwischen gestorben, der zweite, ein Missionar, gerade nach Amerika abgereist; nur der dritte konnte sich seiner annehmen.

Bald finden wir Taylor im Chinesenviertel in einem ärmlichen Zimmer, wie einst in Hull. Dort konnte er dem Volk viel näherkommen; dort kämpfte er auch mit der heißen Sehnsucht, endlich den Leuten von seinem Meister reden zu können; denn ehe die schwere Sprache einigermaßen bewältigt war, war er ja stumm. — Es war damals eine böse Zeit in China. Noch während Taylor in England war, hatte die Taiping-Rebellion begonnen. Diese hatte zuerst seine Hoffnung sehr gesteigert, schien sie doch das große Reich mit

einem Schlag allen christlichen Einflüssen zugänglich zu machen. Aber die Bewegung artete in einen gewöhnlichen Bürgerkrieg aus. Schanghai bekam diese Nöte gründlich zu kosten, während Taylor dort sein Sprachstudium trieb. Die Rebellen hielten die Stadt gegen die belagernden Regierungstruppen, und oft waren auch die Europäer in Lebensgefahr.

Zur allgemeinen Not des Bürgerkriegs kam noch die Geldnot, die Taylor schon damals wie später noch so oft zu kosten hatte. (Vergl. Anh. 6.) Die Preise waren hoch, und bei aller Sparsamkeit mußte er weit mehr ausgeben, als ihm seine Gesellschaft ausgesetzt hatte. Das alles zusammen war für sein zartes Empfinden fast zu viel. Er schrieb damals nach Hause: „Wer es nicht erfahren hat, was es heißt, unter solchen Umständen zu arbeiten, kann die Notlage und deren fortwährenden Einfluß auf Leib und Seele nicht begreifen. Ich bin in Gefahr, so nervös und reizbar zu werden, daß ich Eure Gebete dringend nötig habe, um in der rechten Fassung zu bleiben."

Was wir von Taylors damaliger Missionsarbeit hören, ist wie ein Grundriß seiner späteren Lebensarbeit. Es war eine Reihe von Evangelisationsreisen so tief wie möglich ins Land hinein. (Vergl. Anh. 1.) Die Not der unberührten Massen legte sich ihm dabei schwer aufs Herz. Er schreibt von einer solchen Reise (11. Mai 1855): „Auf dem Weg nach der nächsten Stadt war ich traurig und niedergeschlagen. Wo man auch hingeht, nichts als Städte und Dörfer voller Menschen, von denen kaum einer jemals den köstlichsten Namen gehört hat, in dem allein Heil ist. Wenn man sie nur besucht, ihnen Schriften gibt, eine kurze Ansprache hält und dann weiter geht, was hat man eigentlich für sie getan? Und doch, wenn es nicht so gemacht wird, wie sollen dann die noch ferner Wohnenden überhaupt jemals etwas hören? Wir hinterlassen doch den lebendigen Samen des göttlichen Wortes, der nicht fruchtlos sein kann. Wir sehen jetzt noch keine Frucht, und man muß starken Glauben haben, wenn man nicht verzweifeln will." Kurz vorher hatte er mit einem Gefährten, Missionar Burdon, in einer andern Stadt in großer Gefahr geschwebt; sie waren geschlagen, durch

die Straßen geschleift und mit dem Tode bedroht worden. Jetzt war er allein, und zu Zeiten legte sich ein schwerer Druck auf sein Gemüt. „Ich denke aber an die köstliche Verheißung: Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben."

Damals saßen die amerikanischen und englischen Missionare noch dicht an der Küste; einige deutsche fanden sich nur im fernen Süden, und Vorstöße in das tiefe Innere schienen noch nicht möglich. Aber eben dorthin trieb es Hudson Taylor, wie wir gesehen haben, einmal um das andere. In jener Zeit hat ihm Gott ein großes Geschenk gemacht in der Freundschaft eines der großen chinesischen Missionare, die schon vor Taylor am Werk waren. Es war der Schotte William Burns, ein Mann, der uns beschrieben wird als Mann der Bibel und des Gebets, ein Christ, welcher an sich selber schonungslose Zucht übte in eigener Buße und deswegen auch ein mächtiger Bußprediger war. Er hat es einmal gewagt, ein Theater zu unterbrechen, wo soeben vor Tausenden von Menschen ein unsittliches Stück gegeben wurde. Er hat dann eine flammende Bußpredigt gehalten, und keiner hat ihn angegriffen. Mit diesem Missionar durfte Taylor einige seiner Erstlingsreisen machen. Das gemeinsame Feuer hat sie zu nahen Freunden zusammengeschmolzen. Äußerlich trennten sich ihre Wege bald wieder. Sie hatten sich in Swatau niedergelassen, aber in der gottlosen Hafenstadt mit ihrer Predigt üble Aufnahme gefunden. Sie gedachten es dann mit der ärztlichen Mission zu versuchen, und Taylor reiste nach Schanghai, um seine Ausrüstung zu holen. Er fand das Missionshaus, wo seine Sachen untergebracht waren, niedergebrannt und seine kostbare Ausrüstung verloren. Als er sich unter allerlei Schwierigkeiten endlich das Nötige verschafft hatte und eben das Schiff nach Swatau besteigen wollte, traf ihn die Nachricht, daß Burns gefangen genommen und von Swatau abgeführt worden sei. Es war, als ob Gott den jungen Mann abhalten wollte, sich an der Küste niederzulassen. Er sollte ein freier, beweglicher Mann bleiben.

Immer noch gehörte Taylor zur Chinesischen Evangelisations-Gesellschaft, die ihn ausgesandt hatte. Sein Verhältnis zu ihr war nie ein inniges gewesen. Ihr Geschäftsgang war zu schwerfällig und der Verkehr zu abkühlend für einen Mann, der so seiner göttlichen Berufung gewiß war. Während er einsam in China mit den Schwierigkeiten kämpfte, trafen die Briefe von seinem Komitee nur spärlich ein, das Geld noch spärlicher; am schmerzlichsten vermißte er die ersehnten Weisungen für die Arbeit. Mit einem Mitarbeiter, den man ihm gesandt hatte, dem Missionsarzt Dr. Parker, hatte Taylor nur kurz zusammenarbeiten dürfen; dann hatte dieser ein Spital in Ningpo eröffnet. Taylor blieb wieder für längere Zeit allein und auf sich gestellt. Endlich, mehr als drei Jahre nach der Ankunft in China, wurde es ihm zur inneren Notwendigkeit, die Verbindung mit seiner Gesellschaft zu lösen. Der Grund war, daß diese Schulden machte; das widersprach Taylors Begriff vom Glauben. Ein weiterer Mitarbeiter, den er noch aus England erhalten hatte, tat den Schritt mit ihm. Doch blieb Taylor mit einigen Mitgliedern des Komitees in dauernder Freundschaft verbunden.

Zu Hause hatte er nun keinen Rückhalt mehr, außer einzelnen Freunden. Unter diesen stand zuvorderst ein Herr Berger mit seiner Familie, ein Mann, der ihm zeitlebens treu geblieben und später der eigentliche Vertreter der China-Inland-Mission in England geworden ist.

Es kam zu den ersten Bekehrungen. Es waren im ganzen 16 Personen, die er bis zu seiner ersten Heimreise sammeln durfte, dazu noch 12 Taufbewerber. Dazwischen hatte Taylor Gelegenheit, seine ärztlichen Kenntnisse zu verwerten. Jener Dr. Parker in Ningpo, wohin auch Taylor übergesiedelt war, mußte zur Erholung nach Hause und bat ihn, sein Stellvertreter zu sein. Taylor übernahm also die Leitung des kleinen Missionsspitals in Ningpo. Mit ihm zog freilich die Geldnot ein, da die Zuschüsse aus Parkers Privatpraxis wegfielen. Von den chinesischen Gehilfen am Spital gingen bald einige weg, weil sie nicht so völlig wie

Taylor auf Glauben gestellt sein wollten. Dafür traten andere an seine Seite, die ihm treu blieben. Er hat von chinesischer Treue, besonders von Christentreue, viele Proben erfahren dürfen.

Daß so die Zeit im Spital zur Segenszeit wurde, dazu trug die Lebensgefährtin, die Taylor in China gefunden hatte, ihr reichlich Teil bei. Taylor hatte die kaum zwanzigjährige Mary Dyer kennen gelernt, als sie an einer englischen Missionsschule in Ningpo arbeitete. Sie sprach nicht nur trefflich Chinesisch, sondern war Missionarin mit Leib und Seele. Bei ihrer Umgebung hatte sie keinen geringen Widerstand zu überwinden, als sie sich entschloß, dem unscheinbaren jungen Freimissionar die Hand zu reichen. Aber Gebet und Geduld hatten gesiegt. Nun war sie die Seele des Missionsspitals. „Ihr Einfluß im Krankenhaus," schreibt ihr Mann, „war ein sehr gesegneter. Die Kranken merkten, daß doch an einer Religion etwas sein müsse, die eine englische Dame zu solcher Arbeit trieb, die oft recht schwierig, ja für den natürlichen Menschen abstoßend war. Auch ihre Dienstboten hingen sehr an ihr; denn sie erwies ihnen Liebe und dachte nur an ihr Wohl. Sie hielt sie nicht wie bezahlte Kräfte, sondern wie Menschen, für die sie sorgen mußte, damit sie zu Christo kämen. Sie machte ihnen Mut, lesen zu lernen, gab auch einigen selbst Unterricht. Sie hatte auch die Freude, daß manche der Dienstboten, die jahrelang in ihrem Hause waren, den Herrn kennen und lieben lernten. Sie lebte in kindlichem Glauben an die Leitung Gottes in großen und kleinen Dingen. Wenn sein Wort sagt: So sind nun eure Haare auf dem Haupt alle gezählt, so bezweifelte sie das keineswegs. Sie suchte auch in allen Dingen den Berührungspunkt mit Gott; sei es, daß sie einen Brief schrieb, eine Rechnung bezahlte oder einen Besuch machte, stets erhob sie dabei ihr Herz zu Gott."

Am Spital in Ningpo hatte Taylor noch seine letzte Kraft eingesetzt. Jetzt war ein Erholungsaufenthalt in der Heimat dringend nötig. Im Sommer 1860 trat er mit Frau und Kind die Heimreise an. Sechs chinesische Arbeitsjahre voll Mühe und Kampf lagen hinter ihm. Daß ihn aber sein

Weg nach China nicht reute, bezeugt ein auf der Heimreise geschriebener Brief an seine Schwester, Frau Broomhall, die er mit ihrem Mann zum Kommen nach China einlädt. „Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß du und dein lieber Mann noch hierher kommt und mit uns arbeitet. Ich glaube, daß euch Gott noch senden wird. Und die Arbeit wird euch sehr lieb werden. Wir können ja nur im Vertrauen zum Herrn leben und von ihm Geldmittel, Gesundheit und Segen erwarten. Er gibt es uns alles; er weiß, was wir brauchen. Lieber Bruder, liebe Schwester, kommt doch, kommt herüber und helft uns! Besäße ich ein ganzes Vermögen, es würde für China gut angelegt sein. Hätte ich tausend Leben, jedes sollte China gehören. Nein, nicht China, aber Christo. Können wir je zu viel für ihn tun? Können wir je genug für ihn tun?"

Durch die Seereise erquickt, kehrte Taylor in die Heimat zurück. Er hatte sich den Urlaub nie als Ruhezeit gedacht; sein ganzes Streben war, dem geliebten Werk in China, wonach seine Sehnsucht ging, auch zu Hause mit ganzer Kraft zu dienen. Es vergingen drei Wochen, ehe er sich die Zeit nahm, seine Lieben in Barnsley zu besuchen. Seine Mutter war heimgegangen, während er in China war. Sich in der alten Heimat niederzulassen, erlaubten ihm seine Pflichten nicht.

Es galt zunächst, seine ärztlichen Kenntnisse zu vervollständigen, und das mußte in London geschehen. Außerdem hatte er mit der Bibelübersetzung in den Ningpodialekt zu tun und mußte darauf bedacht sein, neue Mitarbeiter für China zu finden. Er hätte es wohl nicht geglaubt, wenn man ihm gesagt hätte, daß er über vier Jahre in der Heimat ausharren müsse. Was ihn dazu nötigte, war ein schwerer Fall, dessen Folgen ihn lange Zeit an das Bett fesselten. Auf dem Krankenlager hat er einigen Missionsbewerbern die Anfänge des Chinesischen beigebracht und seine Übersetzungsarbeit fortgesetzt, so gut es ging. Aber es war eine lange, bange Wartezeit. Wie durch ein Wunder ist er schließlich genesen.

II. Was er war.

Das war der junge Mann, der auf der Konferenz in Perth auftrat, mit seinem schlichten, aber zwingenden Ruf zur Erfüllung der Christenpflicht an einem untergehenden, fernen Volk. Um jene Zeit hat seine eigentliche Lebensarbeit begonnen. Er stand ja ganz frei und war in keinem Verband. Wie sollte sich seine künftige Arbeit gestalten? Das eine war ihm klar, daß ihn Gott nach China gesandt hatte und wieder senden wollte. Er hatte noch auf dem Krankenlager eine Schrift geschrieben über Chinas geistliche Not. Diese Schrift wurde weit verbreitet und erregte Aufsehen. Es kam zu einzelnen Gaben, ja zu Meldungen. Aber auf ihm selbst lag eine Last, die ihn zu erdrücken schien. Er war zur Erholung mit seiner Frau nach Brighton gegangen. Da ging er eines Sonntagmorgens mit schwerem Herzen am Meeresstrand umher. Ihn ängstete der Gedanke an das sterbende chinesische Volk. Er war der Überzeugung, daß alle Heiden, die ohne das Evangelium sterben, ewig verloren seien. Erst wenn wir dies wissen, verstehen wir ganz den Druck, der damals auf ihm lastete. Man mag denken, Gott hätte sein Herz entlasten können, indem er ihm einen tieferen Blick in seine Wege mit der Völkerwelt eröffnete. Statt dessen aber lehrte ihn Gott die Last auf ihn selbst zu werfen und machte ihn damit frei und ruhig trotz der untergehenden Heidenwelt; frei und ruhig auf eine Weise, daß die Kraft seines Erbarmens nicht geschwächt, sondern erst recht entfesselt wurde. Kurz darauf hat er sich ein Herz gefaßt und hat auf einer Londoner Bank mit einer Einzahlung von 10 Pfund Sterling eine Rechnung für die China-Inland-Mission eröffnet. Damit war die neue Mission in aller Form gegründet.

Etwa ein Jahr später fuhr auf dem Schiff Lammermuir Taylor mit seiner Frau, vier Kindern und einer kleinen Schar von Mitarbeitern — zusammen 22 Personen — wieder hinaus nach China. Dann begann die China-Inland-Mission ihr Werk, das sich allmählich über alle unbesetzten Provinzen des chinesischen Reiches erstreckt hat, und das 50 Jahre

später mehr als 1000 ausländische Missionsarbeiter mit Einschluß der Missionarsfrauen und ledigen Schwestern zählte.

Wir können Taylors persönliches Leben durch diese Jahrzehnte nicht Schritt für Schritt begleiten. Es war ein überaus bewegtes Missionsleben. Er hat die Reise nach China im ganzen elfmal gemacht. Dazwischen lagen arbeitsreiche Zeiten in England, wo das Werk seine wichtigste heimatliche Grundlage hatte, Reisen nach Skandinavien, Nordamerika und Australien, wo sich allmählich Freundeskreise bildeten, Besuche in Deutschland und der Schweiz und manches andere. War er in China, so lag die Sorge für die ganze Arbeiterschar und das ganze Werk auf ihm; denn die eigentliche Leitung dieser Mission war immer in China selbst. Von andern großen Missionaren, wie Nommensen auf Sumatra oder Coillard am Sambesi, hören wir, daß sie in einem bestimmten Gebiet, wie es ein Mensch übersehen kann, ihre Lebensarbeit tun und eine christliche Kirche gründen durften. Dies ist Hudson Taylor nicht zuteil geworden. Es war, von fern gesehen, ein unstetes Wanderleben, das ihm beschieden war, durchzogen von unendlich viel Krankheit, Geldnot und andern Nöten, aber von ebenso vielen Beweisen der treuen göttlichen Führung.

Es ist wunderbar, daß er in der Zeit, wo die Berufslast recht groß zu werden begann, erst ganz in die Ruhe des Glaubens eingehen durfte. Das war 20 Jahre nach seiner Bekehrung, 15 Jahre nach der ersten Ankunft in China. Bis dahin hatte er in eigener Kraft, mitunter in heißen Tränen, um die beständige Gemeinschaft mit Gott gerungen; jetzt wurde ihm durch den Brief eines Freundes klar, daß Glauben nicht ein eigenes Mühen, sondern das Ruhen in der Treue Gottes bedeute. Er schreibt: „Wie ich das las, sah und verstand ich alles. Wenn wir nicht glauben, so bleibt er doch treu. Ich sah auf Jesus und erkannte (und wie ich das erkannte, flutete die Freude in mein Herz), daß er gesagt hat: Ich will dich nie verlassen. Da ist Ruhe, dachte ich. Ich habe umsonst darum gerungen, in ihm zu ruhen. Ich will nicht mehr ringen. Hat er nicht versprochen, in mir zu bleiben, mich nie zu verlassen?“

Damit war Hudson Taylor erst ganz der Mann geworden, den das große Werk brauchte, vor allem auch der Seelsorger seiner Missionare.

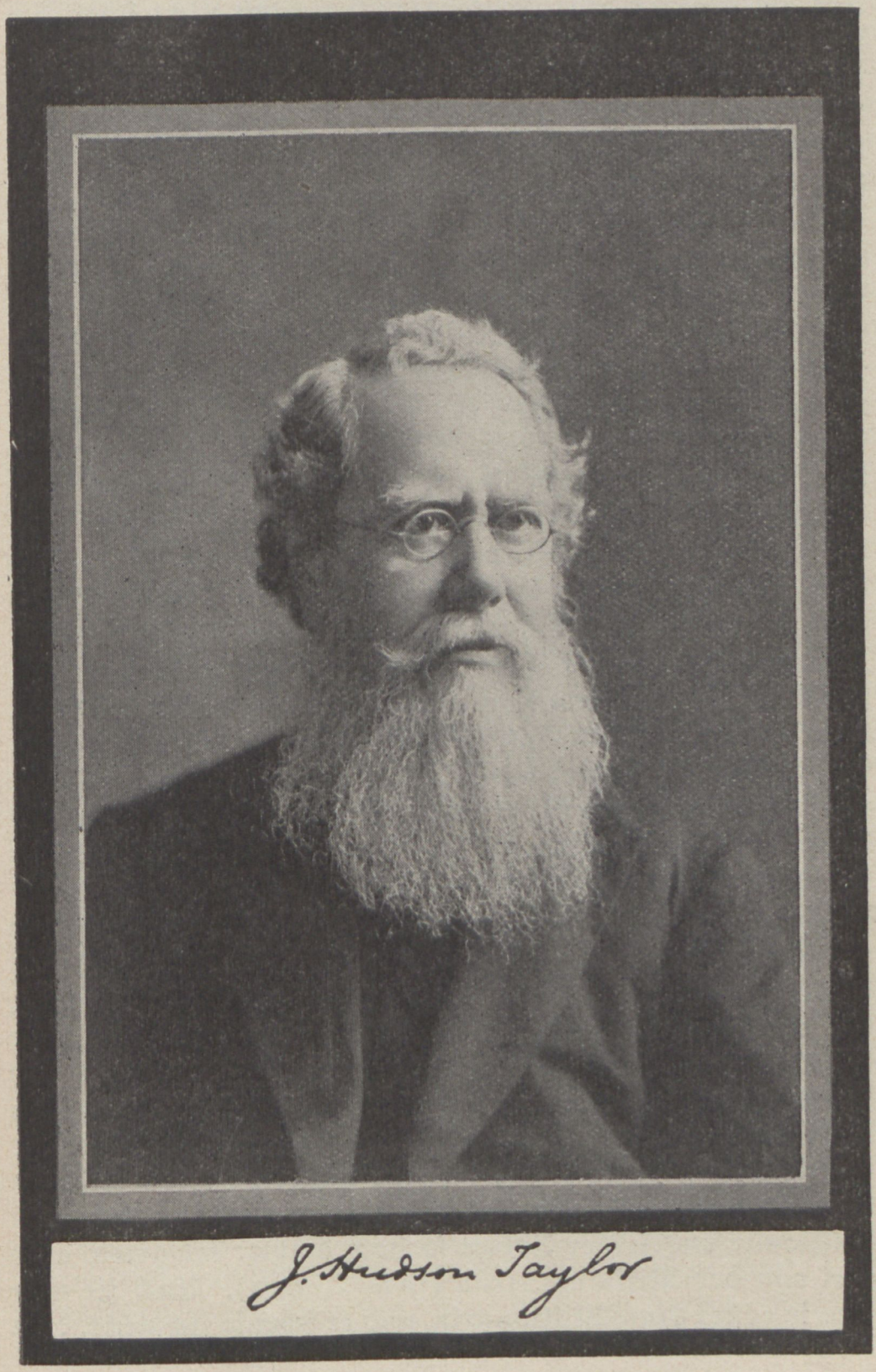
Daß er selbst trotz aller Unruhe mit Leib und Seele Missionar blieb, davon zeugen zwei kleine, unter sich ganz verschiedene Vorfälle, die er mir erzählt hat. Der eine trug sich in England zu. Taylor mag mit brennender Sehnsucht an die Arbeit in China und zugleich mit wundem Herzen an die Trennung von seinen Kindern gedacht haben. Eines Tages brachte ihm sein Töchterchen ein kleines Schiffchen, das es aus Holz geschnitzt hatte. „Vater, da habe ich dir ein Schiff gemacht, damit du wieder nach China kannst!" „Dieses Schiffchen," erzählte er Jahrzehnte später mit sichtlicher Ergriffenheit, „habe ich aufbewahrt unter meinen Schätzen." Das andere Mal stand Hudson Taylor am Ufer eines chinesischen Flusses. Er hatte der Fähre gerufen und wartete, bis sie herüberkam. Da gesellte sich ein Wanderer zu ihm. Wie dieser, trotz der chinesischen Kleidung, den Ausländer in ihm erkannte, regte sich in ihm der chinesische Fremdenhaß, und er versetzte Taylor einen heftigen Schlag in den Nacken. In Taylor wollte das englische Blut aufwallen, und der Gedanke durchzuckte ihn: Gib ihm einen Stoß, dann rollt er den Abhang hinunter ins Wasser. Aber der Geist Christi siegte, und Taylor blieb ruhig. Als das Fährboot am Ufer lag, bat Taylor den Wanderer höflich, zuerst ins Boot zu steigen, er werde nachfolgen. Verwundert gehorchte der Mann. Wie sie nebeneinander im Schiffchen saßen, konnte er nicht mehr an sich halten und fragte Taylor: Wie kommt's, daß Sie so höflich mit mir gewesen sind, nachdem ich Sie doch geschlagen hatte? —Jetzt war Taylors Zeit gekommen, und er erzählte seinem Beleidiger von dem sanftmütigen und demütigen Jesus, der auch für die Chinesen in den Tod gegangen sei. Nie, fügte er bei, habe er einen Mann so zusammenbrechen sehen, wie diesen.

Von diesem Erlebnis aus verstehen wir, was Hudson Taylor über die innere Verfassung sagt, worin sich ein Missionar befinden müsse. Er schreibt 1886: „Wie können wir die Entwicklung starker, gesunder, christusähnlicher

eingeborener Christen sichern, wenn wir nicht selbst ein starkes, gesundes, christusähnliches Leben führen? Sind nicht die Fehler und Mängel der eingeborenen Christen sehr oft die Abbilder unserer eigenen? Das Werden der geistlichen Kinder hängt davon ab, was ihr geistlicher Vater ist. Nicht die Herzenshärtigkeit der Hörer hemmt das Wirken des Evangeliums, sondern die Härtigkeit meines eigenen Herzens."

Seine Missionare hatten an ihm einen Vater. Das väterlich priesterliche Herz hat sich in ihm wohl nie so geregt, wie in den Zeiten der Verfolgung, z. B. während des furchtbaren Mohammedaneraufstandes in Nordwest-China 1895, als einige Glieder der China-Inland-Mission in einer eingeschlossenen Stadt in größter Gefahr waren. Im Jahr 1898 begannen neue Unruhen, und in Hankau erreichte Taylor die Nachricht vom Märtyrertod der ersten Glieder der China-Inland-Mission. „Wie traurig," schreibt er am 22. November, „köstlich für die Märtyrer selbst, aber schmerzlich für China und seine Freunde! Und nicht nur schmerzlich, sondern folgenschwer. Gott scheint uns zeigen zu wollen, daß er uns in einer neuen Weise prüfen will: wir müssen uns von neuem rüsten, müssen die ganze Waffenrüstung Gottes anlegen. Zweifellos bedeutet das für uns tiefere Segnungen; aber es geht auch durch tiefere Leiden. Es gilt, sich fest auf den Starken zu lehnen, um von ihm Kraft zu bekommen; dann wird in irgend einer Weise das Werk nicht gehindert, sondern vertieft und ausgedehnt werden durch diese Trübsal."

Als im Jahr 1900 der Boxeraufstand ausbrach, dem neben vielen chinesischen Christen 58 erwachsene Missionsleute und 21 Kinder allein in seiner Mission zum Opfer fielen, weilte Taylor schon als gebrochener Mann in einem befreundeten Hause in Davos. Ein Todestelegramm nach dem andern lief ein, und am Ende wagten es die Seinen nicht mehr, ihm alles mitzuteilen, aus Sorge, es könnte ihm das Leben kosten. Ihm selbst war es ein Schmerz, daß er nicht bei seinen Mitverbundenen in China sein konnte, und herzbewegend war der schlichte, feierliche Ernst, womit er über die Opfer draußen sprach. Aber auch durch dieses



J. Hudson Taylor

tiefste Dunkel ging er in der Ruhe des Glaubens. Als die Not am größten war, sagte er: „Ich kann nicht lesen, ich kann nicht denken, ich kann nicht einmal beten; aber ich kann vertrauen."

Taylor hat von seinen Missionaren nicht wenig verlangt. Die völlige Abhängigkeit von Gott, die im Glauben auf jede äußere Sicherung des Lebensunterhalts verzichtet — sie ist freilich ein Merkmal jeder echten evangelischen Mission — hat er auch ihnen unbedingt zugemutet. Er selbst wurde einst mächtig gestärkt durch das Wort eines amerikanischen Vaters, der sein Kind in die Mission gab: Nichts zu kostbar für Jesus! Diese rückhaltlose Opferwilligkeit erwartete er aber auch von den andern. Es fiel nicht allen so leicht, sich an die chinesische Kleidung, an Zopf und Schnabelschuhe zu gewöhnen, chinesisch zu wohnen und chinesisch zu essen. Aber er verlangte es, weil man so dem Volke auch innerlich näher sei, und gab dieser Regel ihre tiefste Begründung in dem Hinweis auf die Selbstentäußerung Christi, der um unsertwillen nicht nur Mensch, sondern Jude geworden und für uns am Kreuz gestorben sei. (S. Anh. 2.) — Davon, was ein Missionar geistig sein müsse, hatte er einen hohen Begriff. Er wollte nichts von Leuten wissen, die sich beider Welten, der gegenwärtigen und der zukünftigen, versichern wollten. Der Brief, worin er dies bemerkt (siehe Anh. 4), ist eines der kostbarsten Stücke im Schrifttum der evangelischen Mission. Er schildert darin die Beschaffenheit des rechten Missionars, des Mannes, der an Gott und sein Wort glaube und darum beten und sich opfern könne. Für Leute, die diese Eigenschaften besaßen, hat Taylor die Pforten in die Mission weit geöffnet. Er hat Leute von bescheidenster Vorbildung zugelassen und hat hochgebildete Männer aus vornehmem Stand in die Reihen eintreten sehen.

Im Zeugenberuf für Jesus hat Hudson Taylor zwischen Mann und Frau keinen Unterschied gemacht. Er, der vom Missionar und seiner Arbeit so hoch dachte, erwartete auch viel von der Missionarsfrau (siehe Anh. 3). Auch sie war ihm in erster Linie Missionarin, und er scheute sich nicht, dem

Mann all die Entsagung zuzumuten, die das mit sich bringen mochte. Das Recht dazu gab ihm die Selbstverleugnung, wozu er in seinem eigenen häuslichen Leben bereit war, sobald es sich um den Dienst des Herrn handelte.

Schon früh hat er es auch gewagt, unverheiratete Schwestern je zwei und zwei, ohne männlichen Beschützer, in Städten des tiefen Innern die Arbeit beginnen zu lassen. Daß er dies nicht leichtfertig tat, beweist der Umstand, daß er mit einer der ersten Gruppen seine eigene Frau in die ferne Provinz Schensi ziehen und dort geraume Zeit mit ihnen verweilen ließ, damit sie den unerfahrenen Schwestern als Halt und Stütze diene. Zu seinem Glaubensmut hat sich Gott dadurch bekannt, daß in der langen, leidensvollen Geschichte der China-Inland-Mission unseres Wissens nie eine Frau von Chinesen angetastet worden ist; den Märtyrertod haben freilich auch einige von ihnen erlitten.

Gebet und Gebetserhörung, die dem persönlichen Leben Taylors von früh an sein Gepräge gegeben haben, ziehen sich auch durch sein Berufsleben als Missionar und Missionsleiter. Auf diesem Weg hat er trotz vieler Bedrängnisse immer wieder das nötige Geld empfangen, ohne Menschen darum zu bitten. Auf diesem Weg wollte er sich auch seine Missionare von Gott zuführen lassen. Er hat kühn gebeten: erst um 24, dann um 70, dann um 100, endlich, mit anderen Missionen zusammen, um 1000, und sie sind gekommen. Die Missionare waren ihm wichtiger als das Geld. „Es würde mich nicht beunruhigen, wenn ich Missionare hätte und kein Geld; denn es ist des Herrn Sache, sich der Seinen anzunehmen. Er verlangt nicht von mir, daß ich seine Verantwortung übernehme. Aber Geld zu haben und keine Missionare, das ist wirklich sehr ernst." Sein kühner Glaubensmut läßt sich freilich nur verstehen aus der Glaubensstellung, worin er sich seinem Gott gegenüber befand. In einer Ansprache erinnerte er einmal daran, wie Jesus die Bitte seiner Jünger, ihren Glauben zu stärken, zurückgewiesen habe. Nicht großen Glauben habe der Herr erwartet, sondern Glauben an einen großen Gott. „Wir brauchen einen Glauben, der in einem großen Gott ruht

und von ihm erwartet, daß er sein Wort halte und seine Verheißungen erfülle." Taylor nahm sich Zeit für seine Bibel und das Gebet. Weil ihm die Tagespflichten keine Zeit zum Bibellesen ließen, gewöhnte er sich an, in der Nacht zu erwachen und Licht zu machen, um sich ungestört in das Wort Gottes zu vertiefen. Als altem Manne war es ihm ein Schmerz, daß ihm die schwindende Kraft nicht mehr erlaubte, länger als eine Viertelstunde im Gebet zu verweilen.

Bei dem Mann, den an jenem Morgen am Strand von Brighton die Not der christuslosen Millionen hatte erdrücken wollen, versteht es sich von selbst, daß in seiner Mission die unmittelbare Evangeliumspredigt über das ganze große Reich hin alles andere in Schatten gestellt hat. Der Ausbau der Gemeinden, die Gründung von Schulen und anderes ist später nachgefolgt; aber zuvörderst lag ihm daran, daß die Chinesen vom Weltheiland erführen. Andere Missionen sind mehr darauf bedacht gewesen, auf einem kleineren, übersehbaren Gebiet das Werk nach allen Seiten auszubauen, und auch das hat sein gutes Recht. Hudson Taylors Mission, die immer das ganze China vor sich sah, ist in besonderem Sinn eine Pioniermission geworden, die mit einem einzigen Werkzeug, nämlich mit der unmittelbaren Verkündigung des Wortes, arbeitete.

Nach dem Zusammenbruch seiner Kräfte lebte Taylor mehrere Jahre in der Schweiz, meist an den Ufern des Genfersees. Dort ist seine zweite Gattin begraben; die erste hatte er schon früh in Chinas Erde gebettet. Im Frühjahr 1905 trieb es den 73jährigen noch einmal hinaus nach China. Ängstlich hüteten ihn seine Kinder, die ihn auf der Reise begleiteten; ihn davon abzuhalten, hätten sie nicht gewagt. Draußen wurde er von Missionaren und Chinesen mit großer Freude empfangen. Aber er war doch nur gekommen, um in China zu sterben. Das Letzte, was ihm beschieden wurde, war eine Konferenz mit vielen Angehörigen seiner Mission in einer Stadt von Hunan, der Provinz, die sich einst dem Evangelium besonders lang und hartnäckig verschlossen hatte. Dort ist er am 3. Juni 1905 ohne Krankheit schnell und sanft entschlafen.

Hudson Taylors Leben und die Mission, die er gegründet hat, haben ihre menschliche Eigenart wie alles auf dieser Erde. Wir mögen in manchem bewußt und mit gutem Gewissen andere Wege gehen. Und doch ist dieser Mann eine Gabe Gottes an die evangelische Mission. Wir sehen an ihm, was Gottes Verheißungen und des Christen Glaube bedeuten, beides, für das persönliche Christenleben und für den Dienst unter den Heiden. Auch das Werk, das er in China gegründet hat, hat uns allen mancherlei zu sagen. Das Wichtigste ist wohl das, daß auch in unserer kulturfrohen Zeit, wo die evangelische Mission ein so verwickeltes Werk mit Hochschulen, Druckerpressen, Industrien und vielem anderem geworden ist, die einfache Predigt vom Kreuz, in der Kraft des Glaubens ausgerichtet, noch das königliche Missionsmittel ist.

Anhang.

Aus Briefen, Tagebüchern und Reden.

1. Die Gemeinschaft Jesu.

Schanghai, Mai 1855.

Freitag, den 25. Mai, besuchte ich mehrere Kranke und kehrte dann aufs Festland zurück. Nachdem wir einige Schriften in der kleinen Stadt Kiantu gelassen hatten, besuchten wir mehrere Dörfer und legten da Gottes Wort in die Hand jedes Lehrers, den wir finden konnten. Um 6 Uhr kehrten wir ins Boot zurück, und es kamen dorthin noch einige Patienten. Dann fuhren wir mit der Flut ab. Während des Tages, als wir so schweißtriefend von Ort zu Ort zogen, erfrischte mich der Gedanke, daß es ohne Zweifel dem Herrn Jesus oft so gegangen sei; denn auch er reiste oft zu Fuß im heißen Land (Joh. 4, 6). Auch er lebte unter Scharen von leidenden Menschen und konnte dem Schmutz, der Müdigkeit und allen Unannehmlichkeiten eines Missionslebens nicht entgehen. Er kannte die Herzenseinsamkeit des Unverstandenseins in den höchsten Zielen. Nicht eine

Träne, die du vergießest, nicht ein Schmerz ist ihm erspart geblieben. Alles das ist Gemeinschaft seiner Leiden. Bringt dies nicht Licht in jede Dunkelheit und nimmt der bittersten Demütigung ihren Stachel? Der Gedanke, daß er dasselbe empfand wie du, bringt dich für alle Ewigkeit in tiefere Gemeinschaft mit ihm. Er teilt mit dir noch etwas Tieferes als seine Freude und Herrlichkeit. Er läßt dich teilnehmen an all dem Jammer, der über ihn kam, als er der Erlöser der Welt wurde. Gibt es selbst in Gottes Augen etwas Heiligeres?

Und dann bringt der Herr, der seines Dieners Verlangen kennt, irgend eine Erleichterung — es mag ein Tag mit tropischen Regengüssen sein, an dem man nicht ausgehen kann, oder ein Krankheitsfall, der dann Muße zur Ruhe und zum Gebet verschafft; ein angeschwollener Fluß kann nicht überschritten werden; ein stiller Sonntag an einem ruhigen Plätzchen bricht an — und in dieser kurzen Ruhepause kommt selige Erfrischung ins Herz.

2. Den Chinesen ein Chinese.

Auf der Reise 1866.

Wenn unser Herr auf Erden erschienen wäre als Engel des Lichts, hätte er den Menschen sicher viel mehr Ehrfurcht eingeflößt, und größere Scharen hätten sich um ihn gesammelt, um ihm zu dienen. Aber um die Menschen zu erretten, wurde er ein Mensch, nicht nur wie ein Mensch. Und weiter, da die, denen er unmittelbar dienen wollte, unter dem Gesetz waren, die verlorenen Schafe vom Haus Israel, wurde auch er unter dem Gesetz geboren. Nicht nur ein Proselyt, sondern ein richtiger Jude. In der Sprache, im Aussehen, in allem, ausgenommen die Sünde, wurde er eins mit denen, denen er wohl tun wollte. Wäre er zur Welt gekommen als edler Römer, statt als Jude, so wäre er vielleicht, wenn auch weniger geliebt, so doch mehr geachtet worden, und gewiß wäre ihm viel Niedrigkeit erspart geblieben. Aber das war nicht sein Ziel: er entäußerte sich selbst. Gewiß kann kein Nachfolger des niedrigen und sanftmütigen Jesus sagen, daß es unter der Würde eines

christlichen Missionars sei, das Einssein mit diesem großen, wenn auch umnachteten Volk zu suchen, in der Hoffnung, daß dessen Glieder gereinigt, geheiligt, gerechtfertigt würden im Namen des Herrn Jesus und durch den heiligen Geist.

Warum sollte das Christentum ein den Chinesen so fremdes Aussehen haben? Wir wollen ja nicht die Chinesen ihrem Volkstum entfremden; sondern wir wollen sie zu Christen machen. Sie sollen wahrhaft christliche Männer und Frauen werden, aber dabei echte Chinesen bleiben. Wir wünschen, daß diese chinesischen Gläubigen, geleitet von Hirten und Lehrern aus ihrem Volk, Gott anbeten im Land ihrer Väter, in ihrer eigenen Sprache, in Gebäuden in ihrer heimischen Bauart. Es ist genug, daß der Jünger sei wie sein Meister. Wenn wir wirklich wünschen, daß die Chinesen so werden, wie wir sie beschrieben haben, dann müssen wir ihnen vor allem das Beispiel geben. Darum wollen wir ihre Kleidung annehmen, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten und so viel wie möglich ihre Lebensweise, und in ihren Häusern wohnen.

Das muß natürlich allerlei Unannehmlichkeiten, Unbequemlichkeiten und Opfer mit sich bringen. Aber wir trauen euch, ihr lieben Freunde, zu, daß ihr bereit seid, um Christi willen nicht nur diese kleinen Dinge auf euch zu nehmen, sondern tausendmal mehr. Übergebt euch völlig dem, dessen Eigentum ihr seid, und dem ihr in diesem Werke dienen wollt — dann kann es keine Enttäuschung für euch geben. Wenn ihr erst einmal Fragen aufsteigen laßt, wie: „Müssen wir dies oder jenes aufgeben?“ oder: „Ich hatte nicht erwartet, daß ich dies oder jenes entbehren müßte,“ dann kann euer Dienst nicht mehr frei und glücklich sein, wie er sein muß, um Erfolg zu haben. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

3. Der Missionar und seine Frau.

Jangtschau, Juli 1868.

Es ist sehr wichtig, daß verheiratete Missionare doppelte, nicht halbe, viertels- oder achtels-Missionare sind. Müssen wir da nicht unseren Missionsbewerbern sagen: Unsere

Arbeit ist besonderer Art! Wenn ihr euch nach sorgenfreiem, angenehmem Leben sehnt — kommt lieber nicht zu uns. Wenn ihr nicht wollt, daß eure Frauen wirkliche Missionarinnen seien und nicht nur eure Ehefrauen, eure Freundinnen, die euch ein schönes Heim bereiten — bleibt uns lieber fern. Deine Frau sollte, ehe ihr heiratet, lesen gelernt haben und wenigstens ein Evangelium in der chinesischen Umgangssprache kennen. Die meisten werden das in sechs Monaten erreichen; sollte eine länger brauchen, so ist es um so nötiger, mit dem Heiraten zu warten, bis sie so weit ist. Sie muß bereit sein, unter Chinesen glücklich zu sein, wenn deine Pflichten, wie das oft vorkommen wird, deine Abwesenheit von daheim verlangen. Auch du selbst mußt die Schwierigkeiten der Sprache überwunden haben und auf deiner Station sein, ehe ihr heiratet. Sind diese Bedingungen euch zu hart, die Opfer zu groß — so tretet nicht in unsre Mission ein. Sie sind klein im Vergleich mit dem Kreuz, das ihr vielleicht gewürdigt werdet für den Herrn zu tragen.

China kann für Christus nicht durch selbstsüchtige, ihr eigenes Leben liebende Männer und Frauen gewonnen werden. Wer nicht von vornherein vorbereitet ist auf viel Arbeit, Selbstverleugnung und Enttäuschung, kann uns kein rechter Helfer sein. Kurzum, die Männer und Frauen, die wir brauchen, müssen Jesus, China und die Seelen immer vor alles andere stellen, auch vor ihr eigenes Leben und das, was ihnen kostbarer ist als ihr eigenes Leben. Von solchen Männern, solchen Frauen könnt ihr uns nie zu viele schicken. Sie sind kostbarer als Edelsteine.

4. Der echte Missionar.

London, 1875.

Während wir dankbar sind für jeden Vorzug an Bildung, den unsere Bewerber mitbringen mögen, messen wir den geistlichen Eigenschaften doch weit größere Wichtigkeit bei. Wir wollen Männer, die glauben, daß es einen Gott gibt und daß er beides, weise und treu ist, und die ihm darum vertrauen; die glauben, daß er der Vergelter derer ist, die ihn

mit Fleiß suchen, und die deswegen Gebetsmenschen sind. Wir wollen Männer, die glauben, daß die Bibel Gottes Wort ist, und die auf Jesu Erklärung hin: Mir ist gegeben alle Gewalt — bereit sind, nach ihrem besten Vermögen den Befehl auszuführen: Gehet . . . . lehret alle Völker. Wir wollen Männer, die auf Ihn, der alle Macht besitzt und immer bei seinen Boten zu sein versprochen hat, mehr vertrauen als auf fremde Kanonenboote, obwohl diese einige Macht besitzen mögen. Wir wollen Männer, die deshalb bereit sind, ins tiefste Innere Chinas zu gehen, und die von seinem Arm Kraft und Halt genug erwarten. Wir wollen Männer, die an die Ewigkeit glauben mit ihren gewaltigen Entscheidungen und die sich daher einsetzen, um die Unwissenden und die Schuldigen wie Brände aus dem Feuer zu retten.

Die Mission lebt von Gaben, nicht von festen Beiträgen. Wir haben kein festes Einkommen und können unsere Missionare nur soweit versorgen, als wir selbst von Gott versorgt werden. Wir senden nicht Leute nach China als unsere Angestellte. Aber Männer, die glauben, daß sie von Gott zu dem Werk berufen sind und die ihm, des sie sind und dem sie dienen, auch im Zeitlichen vertrauen können, heißen wir als Mitarbeiter willkommen; ihnen geben wir, wenn nötig, Ausstattung und Reisegeld und so viel für ihren Unterhalt, wie sie brauchen und wir geben können. Wie aus unserm letzten Flugblatt zu ersehen ist, wird unser Glaube manchmal geprüft; aber Gott erweist sich immer treu und befriedigt all unsere Notdurft zur rechten Zeit und auf die rechte Weise.

Ein Drittel der menschlichen Familie ist in China, ohne Evangelium. Jedes Jahr sterben dort zwölf Millionen, ohne daß dieses Evangelium sie erreicht hätte. Wenn ihr nach harter Arbeit und wenig Anerkennung verlangt — wenn ihr Gottes Wohlgefallen mehr schätzt, als ihr der Menschen Mißbilligung fürchtet — wenn ihr bereit seid, mit Freuden den Raub eurer Güter zu erdulden und euer Zeugnis, wenn es not tut, mit euerm Blut zu besiegeln — wenn ihr euch über arme Chinesen in all ihrer geistigen und

sittlichen Versunkenheit wie in ihrer buchstäblichen Verfilzung und Unsauberkeit erbarmen und sie lieb haben könnt: dann dürft ihr rechnen auf eine Seelenernte hier unten, auf eine unverwelkliche Ehrenkrone droben und auf des Meisters Lob.

Unsere Mission ist nicht für Leute, die sich beider Welten versichern wollen. Bei uns werden nur die Leute glücklich sein, die die Welt unter ihren Füßen haben. Ihnen aber wage ich zu sagen, daß sie ein Glück finden werden, wovon sie nie geträumt und das sie hier unten nie für möglich gehalten haben. Denn an denen, die alle Dinge für Kot achten gegen der überschwenglichen Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi, bezeugt er sich auf solche Art, daß sie nie bereuen werden, mit ihm handelseins geworden zu sein. Wenn es euch, nachdem ihr dies alles unter Gebet erwogen habt, immer noch in diese Arbeit zieht, werde ich nur zu froh sein, wieder von euch zu hören.

5. Jesu Mitarbeiter.

Allg. chin. Missionskonferenz 1889.

Zu Math. 15, 32—39.

Die Jünger waren uns so ähnlich. Sie waren langsam im Lernen, kleingläubig, leicht erschrocken und entmutigt: aber sie waren nahe bei Jesus. Sie waren im Bereich seiner Stimme, bereit, seinem Ruf zu folgen und zu hören, was er zu sagen hatte. Und unser Herr schalt sie nicht und verachtete sie nicht, verzichtete auch nicht auf ihren Dienst. Er leitete sie mit Liebe und ließ sie helfen; er zeigte sich so eins mit ihnen, daß er nichts tun wollte ohne sie.

Kann es wahr sein, daß derselbe Jesus, der jetzt zur Rechten des Vaters sitzt, so wunderbar eins ist mit uns und mit unsern Schwestern und Brüdern hier, daß er nichts tun will ohne uns? Daß er, der wahre Weinstock, keine Frucht tragen will außer durch uns, seine Reben? Meine Brüder, können wir bei diesen Gedanken verweilen, ohne daß unser Herz in uns brennt? Gnadenreicher Erlöser, ist deine wunderbare Liebe und deine wunderbare Macht noch dieselbe, daß du durch so arme, unwürdige Werkzeuge wie wir arbeiten willst? Dann darf ich für alle sprechen und sagen:

Wir übergeben uns dir aufs neue, daß dein Geist uns erfülle und uns lehre. Brauche du uns um jeden Preis zur Rettung dieses großen Volkes!

6. Ein reicher Gott.

London, 1893.

Ich bin oft froh gewesen, daß ich ein armer Mann war, daß ich kein Geld habe und niemand irgend etwas versprechen kann; aber daß ich einen reichen himmlischen Vater habe und jedem versprechen kann, daß Er ihn nicht im Stich lasse. Und seit ich selbst ein Vater bin, habe ich oft noch weiter gedacht, daß Er keinen im Stich lassen werde. Wir haben jetzt tief im Innern von China 552 christliche Mitarbeiter, von denen die meisten hinausgezogen sind, ohne eigene Mittel zu haben und ohne irgend ein sicheres Einkommen. Aber jeder von ihnen hatte die große Sicherheit: Gott wird alle unser Bedürfnisse erfüllen nach seinem Reichtum in der Herrlichkeit in Christo Jesu. Sie haben es erprobt, und daß unser Gott zu allen Zeiten seine gnädigen Zusagen hält, ist eine große Ermutigung.

7. Eine kleine Kraft.

Bei einer Berliner Konferenz, 1897.

Es ist merkwürdig, wie der Herr bei der Wahl seiner Werkzeuge verfährt, so daß selbst die unbedeutendsten in seiner Hand etwas zum Preise seiner Herrlichkeit werden können. Es geht da wie bei der Schöpfung. Neben den starken, schönen Eichbäumen stehen die unscheinbaren kleinen Wiesenblumen, und beide hat seine Hand an ihren Platz gesetzt. Ich zum Beispiel bin nicht besonders begabt und bin schüchtern von Natur; aber mein gnädiger und barmherziger Gott und Vater neigte sich zu mir und stärkte meinen schwachen Glauben schon in meiner Jugend. Er lehrte mich, mit meiner ganzen Hilflosigkeit in ihm zu ruhen und selbst Kleinigkeiten, die andere allein machen, nicht ohne Gebet zu tun. Er kannte den Wunsch meines Herzens, und einfach ihm vertrauend wie ein Kind, brachte

ich alles im Gebet vor ihn. So erfuhr ich schon ganz früh, wie bereit er ist, die Seinen zu stärken und die Wünsche derer zu erfüllen, die ihn fürchten. So ging es mir auch in späteren Jahren: Wenn ich betete — das Geld kam.

8. An einen Kranken.

Aus China, 1898.

Wie viel Mühe gibt sich der Herr, um uns leer zu machen und uns zu zeigen, daß er uns nicht nötig hat. Ich habe nicht wie Sie lange schmerzhafte Leiden erlebt, aber doch viel Darniederliegen und Schwäche, so daß ich, seit ich China wieder erreicht habe, auf alle öffentliche Arbeit verzichten mußte. In der Stille konnte ich vieles durchdenken und durchbeten und mit vielen unsrer Mitarbeiter reden. Möchten wir beide — jeder durch seine Führung — geschickter werden zu jedem Dienst, wozu der Herr uns berufen mag, oder für sein Wiederkommen, das gewiß nahe ist.

Manchmal kann Gott besser sein Werk ohne uns treiben, als mit uns. Und wiederum, die beste Arbeit kommt nicht immer zustande an großen Scharen. Unser Herr speiste die Fünftausend am Berge, und die Ewigkeit mag Wirkungen davon enthüllen, wovon wir hier unten nichts erfahren; aber der Bericht sagt wenig von unmittelbarem Erfolg. Andrerseits hat er sich des einen samaritischen Weibes am Brunnen angenommen und sogleich kamen durch sie Scharen zu seinen Füßen. So ruft uns vielleicht der Herr von den Tausenden weg und tut dann durch uns seine beste Arbeit an Häuflein von Zehn oder an Einzelnen, die wir auf dem Wege antreffen.

OKR STUTTGART Stg117
109 206 5